

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965-**

Peter Wruck: Zum Zeitgeschichtsverständnis...

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**



# FONTANE BLÄTTER

Heft 1

1965

PETER WRUCK \*

## Zum Zeitgeschichtsverständnis in Theodor Fontanes Roman »Vor dem Sturm«

Seit Thomas Mann im Jahre 1910 den späten Fontane mit dem jungen konfrontiert und bemerkt hat, daß da ein Mensch alt, sehr alt, werden mußte, um ganz er selbst zu werden, seitdem ist es üblich, das Augenmerk auf diese faszinierende Altersentwicklung zu richten.

Der jüngere Fontane ist ein Literat mittleren Ranges. Mit neunundfünfzig Jahren legt er seinen ersten Roman vor; in den zwei Jahrzehnten, die ihm noch bleiben, schwingt er sich zur bedeutendsten und glänzendsten Erscheinung der zeitgenössischen deutschen Erzählliteratur auf. Soweit hat es Sinn und Berechtigung, wenn man vom Verfasser des „Schach von Wuthenow“, der „Irrungen Wirrungen“ und der „Effi Briest“ gern als dem eigentlichen Fontane spricht — wiederum, Thomas Mann folgend, der ein Wort Fontanes über dessen Vater auf den Dichter selbst zurückbezogen hat. Die Vorstellung vom „eigentlichen“ Fontane, die sich namentlich auf die zeitüberdauernden schriftstellerischen Leistungen beruft und stützt, enthält indes Gefahren, denen die Fontane-Forschung wiederholt erlegen ist und deren sie noch immer nicht recht Herr werden konnte.

Hier soll nicht die Rede sein von den unablässig erneuerten Versuchen, das künstlerische Schaffen und die Lebensdokumente, zumal die großenteils äußerst kritisch gestimmten Briefe der Spätzeit, jeweils als die wahren Persönlichkeits-Zeugnisse einander entgegen zu stellen. Auch von der Kanonisierung bestimmter Werke auf Kosten anderer soll abgesehen werden, einer Praxis, die gewiß am Platze ist, wo im Interesse des Lesers eine Auswahl des Bleibenden getroffen werden muß, die jedoch der Gewinnung eines zuverlässigen, einigermaßen umfassenden Bildes von der Gesamtpersönlichkeit Fontanes, der emperischen und der künstlerischen, ebenfalls noch immer im Wege steht. Ein Roman wie „Quitt“, künstlerisch zweifellos völlig mißlungen, ist darum doch kein „Nebenwerk“; er verrät, genau betrachtet,

\* Oberassistent am Germanistischen Institut der Humboldt-Universität Berlin. Es handelt sich um einen Teil des Vortrages, der am 28. Februar 1965 in Potsdam gehalten wurde.

Züge im Weltbild des Verfassers, Entwicklungsfaktoren, die anderswo nicht oder nicht in dieser Deutlichkeit begegnen. Werden sie vernachlässigt, und sie sind bisher vernachlässigt worden, dann stellen sich Verzeichnungen ein, und obendrein lassen sich dann weder der Entwurf noch das Mißraten des betreffenden Werks begreifen, heiße es nun „Quitt“ oder „Vor dem Sturm“.

Wichtiger als diese Abwege der Forschung ist im vorliegenden Zusammenhang jedoch eine andere Folge der Überzeugung, daß in dem reifen Erzähler der letzten Lebensjahrzehnte der eigentliche Fontane zu sehen sei. Gebannt von dem Außerordentlichen jener späten Entwicklung, hat man es versäumt, über ihre Voraussetzungen genügend Klarheit zu schaffen. Es ist verfehlt, diese Voraussetzungen nur in den Wirklichkeitsverhältnissen zu suchen, mit denen Fontane seit Beginn seiner epischen Produktion zu schaffen hat. Von hier kommen die Anstöße, die den Wandel bewirken. Aber Fontane kann immerhin, als er den ersten Roman abschließt, auf ein poetisches, publizistisches und historiographisches Lebenswerk schon zurückblicken; er hat eine lange Laufbahn voller Wechsel und Widersprüche hinter sich gebracht, und er verfügt, was die Hauptsache ist, über eine ausgeprägte Anschauungswelt. Wenn in der Regel bedeutende Schriftsteller immer wieder zu den Problemen zurückzukehren, an denen sie ihre Weltanschauung geformt haben, so macht Fontane in diesem Punkt wenigstens keine Ausnahme.

Hier jedoch steht die Forschung noch am Anfang. Nicht, daß den Gedichten der Frühzeit oder den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ gegenüber wissenschaftliche Aufmerksamkeit und Erfolg gemangelt hätten. Es gilt als sicher, daß in den Bemühungen um die märkische Lokalgeschichte, um Land und Leute Wurzeln für Fontanes Romane liegen. Auch einzelne Etappen seines politischen und beruflichen Werdegangs — beide Seiten berühren sich aufs engste — sind eingehend untersucht worden, und selbst Zusammenfassungen hat man unternommen. Auf die eine oder andere Weise spielt da überall Fontanes Verhältnis zu Preußen, zum preußischen Junkertum oder die Auffassung, die er von preußischem Wesen hat, eine Rolle. Welche Schlüsselstellung dieser Fragenkreis im Denken und Schaffen des späten Fontane einnimmt, ist bekannt; die Kontinuität ist offensichtlich. Desto befremdlicher, daß man den Zusammenhängen nicht nachgegangen ist, obwohl Fontanes unüberwindliche Gefühlsbindung an die preußischen Junker und sein an Preußen orientiertes Geschichtsbewußtsein — um nur zwei ins Auge fallende Sachverhalte zu nennen — noch Rätsel genug aufgeben. Das sind Bürden, die der Erzähler von dem Literaten übernimmt, der sein Lebtag den Zentren preußischer Politik nahegestanden hat und nicht selten aufs empfindlichste an den Krisen und Wendungen leiden mußte, die sich dort seit der Revolution von 1848 vollzogen haben.

Unter den Zeugnissen, wie Fontane sein Verhältnis zu Preußen und zum Preußentum eingerichtet hat, ragt der Roman „Vor dem Sturm“ hervor, mit dem er als Erzähler debütiert. „Vor dem Sturm“ ist, weit mehr noch als die „Wanderungen“, das Bindeglied zwischen der Produktion und den Positionen des jüngeren und des späten Fontane; mit ihm wird die Reihe der Romane eröffnet, aber er ist ein Ergebnis gut zwanzigjährigen Planens und Ringens. 1866, als Fontane mit dem Verleger über sein Projekt verhandelt, sieht er bereits auf eine zehnjährige Beschäftigung mit dem Stoff zurück, und erst 1878 kann das Werk erscheinen. Auch wenn Fontane es nicht ausdrücklich bestätigt hätte, dürfte man voraussetzen, daß in einem Unternehmen, das den Autor derart lange zu fesseln vermag, Erfahrungen und Anschauungen niedergelegt sind, die ihn im Innersten angehen.

Als erster Hinweis auf die Natur dieser Anschauungen und Erfahrungen mag dienen, daß Fontanes Absichten an einem Sujet kristallisieren, das der preußischen Geschichte angehört, und zwar einer Zeit der Entscheidung zwischen Altem und

Neuem, einem Augenblick höchster Gefahr und überschwenglicher Hoffnung. Der Titel „Vor dem Sturm“ meint den Vorabend der Befreiungskriege. Fontanes Roman spielt in den Wochen, die dem preußischen Kriegseintritt unmittelbar vorangehen. Die Nachricht vom Untergang der Großen Armee, mit der Napoleon sein russisches Abenteuer gewagt hat, gibt den Handlungs-Auftakt; sie setzt die Hoffnung frei, auch Preußen werde nun das Joch des Eroberers abwerfen. Die patriotische Aktivität ist geweckt. Aber es herrscht keine Einmütigkeit. Überall brechen Spannungen und Spaltungen auf, hervorgerufen von der Frage, wie der einzelne, wie das Ganze sich zu verhalten haben. Die Besseren und Besten, zahlreich genug, machen sich bereit, zu dem Krieg, den sie herbeiwünschen, ihr Teil beizutragen. Sie warten auf das Wort des Königs. Doch die Regierung schweigt.

In dieser schwankenden Lage gibt Berndt von Vitzewitz, Gutsherr zu Hohen-Vietz und vormals preußischer Reiteroffizier, die Zentralfigur des Romans, den Impuls zur Aktion. Seine Forderung, sofort, ja überhaupt zu handeln, wirkt als Prüfstein für Charakter, Gesinnung und Verständnis der Situation, denn „sich entscheiden ist schwerer als gehorchen“, und der selbständigen Entscheidung kann niemand, an den Vitzewitz herantritt, ausweichen. Daraufhin zeichnet sich der wahre Zwiespalt ab, der durch das Land geht. Er verläuft nicht zwischen verschiedenartigen Individuen, sondern trennt die Machthaber — ein Ausdruck Fontanes — vom Volk, und das umso mehr, je näher sie dem Throne sind. „Nirgends ein Verstehen des Moments“ — das ist die Erfahrung, die Vitzewitz aus Berlin mitbringt, wo er bei Hardenberg und „in anderen einflußreichen Kreisen“ vorgesprochen hat. Der Minister erschrickt, als ihm sein Besucher den Gedanken eines Volkskriegs entwickelt; er glaubt nach wie vor an ein friedliches, vorteilhaftes Arrangement mit Napoleon. Aber wenn Berndt von Vitzewitz daraufhin die Verantwortung für das unverantwortliche Abwarten bei Hardenberg sucht, so irrt er.

Als er am Neujahrstag dem alten Prinzen Ferdinand, einem Bruder Friedrichs II., seine Aufwartung macht, wird ihm mit aller Klarheit bedeutet, daß der König nicht von seinen Dienern getäuscht und betrogen wird, sondern daß er selber der Hemmschuh ist, an dem die Befreiung zu scheitern droht. „Ich kenne das Volk; ich habe mit ihm gelebt . . . es ist ein gutes Volk“, erklärt der Prinz. „Aber der König ist eingeschüchtert; er hat viel Schmerzliches erlebt und nicht das Große, das meine jungen Tage gesehen haben. Ich kenne ihn genau. Er schließt lieber ein Bündnis mit dem Feinde, vorausgesetzt, daß ihm dieser Feind in Gestalt eines Machthabers oder einer geordneten Regierung entgegentritt, als mit seinem eignen, in hundert Willen geteilten, aus dem Geleise des Gehorsams herausgekommenen Volke. Denn er ist ganz auf die Ordnung gestellt. Mit einem einheitlichen Feinde weiß er, woran er ist, mit einer vielköpfigen Volksmasse nie. Heute ist sie mit ihm, morgen gegen ihn, und während das ihm zu Häupten stehende Napoleonische Gewitter ihn treffen, aber auch ihn schonen kann, sieht er in der entfesselten Volksgewalt nur ein anstürmendes Meer, das, wenn erst einmal die Dämme durchbrochen sind, unterschiedslos alle gesellschaftliche Ordnung in seinen Fluten begräbt. Und die gesellschaftliche Ordnung gilt ihm mehr als die politische. Und darin hat er recht.“ Für Vitzewitz ist das der Anlaß, sich scharf abzugrenzen: „Ich habe das Bangen vor dem Volke nicht, und ich wage es mit ihm.“ In dem Augenblick, wo ihn die Verblendetheit der Staatsführung vor die Wahl zwischen Volk und Thron stellt, kennt er keinen Zweifel, auf wessen Seite er sich zu schlagen, wessen Interesse er zu vertreten hat. Er schreitet im Oderbruch-Gebiet, wo seine Stimme gilt, zur Volksbewaffnung und ist entschlossen, auf eigene Faust mit den Franzosen anzubinden.

Fontanes Roman bringt in diesen Parteien einen Teil dessen zur Anschauung, was der junge Engels aus radikal-demokratischer Sicht als den höchsten Gewinn der Bewegung von 1812/13 bezeichnet hat: „Daß wir uns über den Verlust der

nationalen Heiligtümer besannen, daß wir uns bewaffneten, ohne die allergnädigste Erlaubnis der Fürsten abzuwarten, ja die Machthaber z w a n g e n , an unsere Spitze zu treten, kurz, daß wir einen Augenblick als Quelle der Staatsmacht, als souveränes Volk auftraten...“ Fontane bricht schonungslos mit der legendären Meinung, wonach der König rief, und alle, alle kamen. Das anfängliche Verhalten des Königs rückt, obwohl psychologische und sachliche Entlastungsgründe bereitgestellt werden, ganz in die Nähe des Landesverrats, während der Volkswille, der sich das Gebot der Stunde zu eigen gemacht hat, gerechtfertigt wird. Das Volk hat gelernt, die öffentlichen Angelegenheiten als seine eigene Angelegenheit zu betrachten. Dies ist der Tatbestand, den der Prinz kummervoll als ein „Besserwissen“ bezeichnet, das, solange unerhört, neuerdings Platz gegriffen habe. Während indes der Prinz, wie wenig er sich auch mit dem neuen Geist befreunden kann, fest bleibt in seinem Vertrauen auf das Volk, glaubt der König weniger denn je an die Verlässlichkeit seiner Untertanen, seit sie begonnen haben, ihm als mehr oder minder selbständige Wesen gegenüberzutreten. Unfähig, eine andere Vorstellung neben seinen dynastischen Interessen zu fassen, eine andere Verfassung als die absolutistische zu denken, geschweige zu akzeptieren, spürt er in den ungewohnten Regungen des Volks nur die Erschütterung seines Throns, in der Willensbildung, die sich unten vollzieht, nur Auflehnung: Vorboten der Revolution.

Diese Darstellung tastet das preußisch-dynastische Geschichtsbild an einem seiner empfindlichsten Punkte an. Sie trifft nicht nur mit erstaunlicher kritischer Prägnanz die Sinnesart Friedrich Wilhelms III., sondern kehrt darüber hinaus das bestimmende, offiziell stets verleugnete Motiv im Verhalten der preußischen Monarchen des neunzehnten Jahrhunderts hervor, das Charakteristikum, worin so verschiedene Naturen wie Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. ihrem Vorgänger gleichen. Das ist die Furcht vor dem eigenen, in Bewegung geratenen Volk. Es sei nur daran erinnert, wie Wilhelm I., der den Schock der Achtundvierziger Revolution nie verwunden hat, sich unablässig rückverwiesen fühlt auf die traditionellen Stützen der Monarchie, auf Adel, Kirche und besonders auf die Armee; wie er seine Sicherheit in der unbeschränkten königlichen Gewalt, namentlich in der bedingungslosen Verfügung über die bewaffnete Macht sucht und in nichts sonst. Der Zusammenhang von dynastischer Interessenpolitik, Revolutionsangst und Verteidigung absolutistischer Positionen, der im Herrscher seinen Exponenten hat, ist zu Fontanes Zeit eher verfestigt als gelockert. „Vor dem Sturm“ erhebt diesen Zusammenhang, der im Selbstverständnis des Monarchen als Verteidigung der gesellschaftlichen Ordnung schlechthin erscheint, in den Rang eines Sachverhalts, der buchstäblich über das Dasein Preußens entscheidet. Die Staatsleitung ist bestrebt, sich der Aufgabe zu entziehen, die herangereift vor dem Lande steht. Daraufhin droht die Volksbewegung über den König hinwegzugehen, sie droht, überzugehen in die Volkserhebung, in die Insurrektion.

Die Analogie zu den Auseinandersetzungen der ersten sechziger Jahre, die das preußische Staatsgebäude ins Wanken bringen, liegt auf der Hand. Damals gipfelt die national-revolutionäre Krise, der Bismarck dann durch die Revolution von oben, durch die Einigung Deutschlands „in der preußischen Kaserne“, wie Marx sagt, ein Ende macht. Wider Willen hat sich das deutsche Bürgertum, das 1848 konterrevolutionär und loyal geworden ist, in einen erbitterten Streit mit der preußischen Monarchie verwickelt, als es sich in den hochgespannten Erwartungen getäuscht sieht, die der Regierungsantritt Wilhelms I. hervorgehoben hat. Nachdem es anfangs scheint, Preußen werde innen- und außenpolitisch neue Wege einschlagen, erfüllt sich weder die Hoffnung auf freiere, verfassungsgemäße Zustände, auf Spielraum also für die liberale Bourgeoisie, noch

trifft die neue Regierung Anstalten, die deutsche Frage einer Lösung zuzuführen. Das gibt den Ausschlag. Denn seit das deutsche Bürgertum spürt, wie sich in seinem Rücken das Proletariat regt, konzentriert es seine nationalen Wünsche auf Preußen. Nur der Hohenzollernstaat verfügt nach der Meinung, die Ende der fünfziger Jahre vollends die Oberhand in der nationalen Bewegung gewinnt, über die Möglichkeit, Deutschland zu einigen, ohne daß die Gefahr einer radikalen, einer „roten“ Revolution heraufbeschworen wird. Dieser Staat jedoch, von dem die nationale Initiative ausgehen soll, zeigt sich spröde. Zwar ist Wilhelm I. durchaus empfänglich für die Verführung, die in dem Gedanken liegt, Preußens Großmachtstellung auszubauen; die Legitimitätsbedenken jedoch; in denen er befangen ist, und vor allem sein Mißtrauen gegen jedwede eigenmächtige politische Regsamkeit der Bourgeoisie wie der Unterschichten erweisen sich als stärker. So betreibt er die Vervollkommnung des preußischen Heerwesens, die Verstärkung der Armee, was der Bourgeoisie für ihre deutschen Zwecke an sich willkommen ist. Aber er läßt es über bestimmte innenpolitische Konsequenzen der Heeresform zum Bruch mit den nun ihrerseits mißtrauisch gewordenen Liberalen kommen, zum „Konflikt“, in dessen Gefolge sich die Monarchie binnen kurzem wieder zum erklärten Mittelpunkt der Reaktion mauert, während das Land abermals an den Rand der Revolution gerät.

Die Analogie zwischen der Lage, in der sich Preußen zur Zeit des Heeres und Verfassungskonflikts befindet, und den oben skizzierten zentralen Partien von „Vor dem Sturm“ liegt auf der Hand. Wer sich damals bewußt ist, daß die Einigung Deutschlands, im Grunde schon überfällig, nicht länger vertagt werden kann, und wer die entscheidenden Schritte von Preußen erwartet, dem muß das Verhalten der Monarchie und des Monarchen kleinmütig, verblendet, anachronistisch erscheinen, als ein Ausweichen vor Lebensfragen, die unabweisbar geworden sind; es muß ihm erscheinen als pure Existenzgefährdung, bewirkt durch die Weigerung, sich mit der Volksbewegung abzufinden und zu einigen. Das jedoch entspricht aufs Haar der Problemlage in „Vor dem Sturm“. Man wird nicht annehmen wollen, daß sich eine solche Entsprechung von ungefähr ergibt. Der vergangenheitsgeschichtliche Stoff dient dem Schriftsteller noch stets als Material, um die Probleme seiner eigenen Zeit zu vergegenständlichen. Fontane bildet auch in diesem Punkt keine Ausnahme; eine Behauptung, für die sein politischer Werdegang, sein Traditionsbewußtsein und, damit verbunden, die Vorgeschichte von „Vor dem Sturm“ Argumente zur Verfügung stellen.

Es verbietet sich, die Zeugnisse hier auszubreiten. Hingewiesen sei lediglich auf einen Umstand, der geeignet ist, die Bezogenheit des Romans auf die zeitgeschichtlichen Auseinandersetzungen auch vom Entstehungsprozeß her zu beglaubigen. Seiner eigenen Auskunft zufolge befaßt sich Fontane jahrelang mit dem Stoff des geplanten Werks, ohne daß sein Vorhaben Gestalt annimmt. Im Jahr 1860 lernt er die Lebenserinnerungen des Generals Friedrich August Ludwig von Marwitz kennen, die als Hauptquelle von „Vor dem Sturm“ zu betrachten sind; Fontane verdankt ihnen zahlreiche Anregungen; unter anderem stammen daher die Grundlagen für die Ausformung des Insurrektions-Sujets. Das Romanvorhaben und das geeignete Wirklichkeitsmaterial zu seiner Verkörperung liegen also vor. Marwitz findet auch sogleich das Interesse Fontanes, der ihm eine eingehende Darstellung widmet, die nachher in die „Wanderungen“ eingeht.

Zur Arbeitsaufnahme am Roman jedoch kommt es erst Anfang 1862, als sich der innerpreußische Konflikt definitiv abzeichnet und die Einsetzung des konservativen Ministeriums, das die reaktionäre Wendung der preußischen Politik besiegelt, nur noch eine Frage von Wochen ist. Es spricht dafür, daß die Zuspitzung der inneren Widersprüche der dritte auslösende Faktor gewesen ist, durch dessen Hinzutreten das gestaltlose Romanvorhaben Fontanes und das Material,

welches in den Marwitzschen Memoiren bereitliegt, überhaupt erst zum Entwurf organisiert werden. Erst die reaktionäre Wendung der preußischen Politik nämlich führt die Revolutionsgefahr herauf, die „Vor dem Sturm“ als Angelfrage des Konflikts behandelt, in den die Befreiungsbewegung und der König geraten. Die Schuld wird eindeutig dem Monarchen zugesprochen, er ist anfangs der provozierende Teil, er muß seinen Standpunkt preisgeben und auf die Seite der Patrioten hinübertreten; seine Revolutionsfurcht zieht ein Fehlverhalten nach sich, ohne daß die Gefahr einer Insurrektion gegenstandslos wäre.

Im Bilde der Befreiungsbewegung von 1812/13 wird demnach die zeitgenössische nationale Bewegung gerechtfertigt. Das scheint kaum glaublich, wenn man bedenkt, daß Fontane zu jener Zeit keineswegs auf seiten der Opposition steht. Schon 1860, als die Hoffnung auf ein gedeihliches Zusammengehen der Monarchie mit den Liberalen noch nicht erloschen ist, wird er Mitarbeiter der Kreuzzeitung, des Organs der junkerlichen Extremisten, und das nicht oder doch nicht allein und in der Hauptsache dem Broterwerb zuliebe. Er darf von sich sagen, daß er nicht, wie er früher wohl notgedrungen getan hat, für einen Taler und acht Groschen diene, sondern nach freier Wahl. Fontane schlägt sich zu der Partei, welche die erbittertsten Gegner der Liberalen vereint und während des Konflikts die einzige Stütze der Monarchie in den Vertretungskörperschaften und unter der Bevölkerung darstellt. Setzt man — und die Zeugnisse vom Werden des Romans berechtigen dazu, so spärlich sie sind — setzt man voraus, daß der Roman nicht späterhin von Grund auf neu konzipiert worden ist, dann entsteht der Eindruck eines unüberbrückbaren Widerspruchs, wie geschaffen, um der Fabel von der Unzuverlässigkeit Fontanes, zumal von seinem politischen Wankelmut, frische Nahrung zu liefern. In Wahrheit ringt sich Fontane eben während seines Anschlusses an die Kreuzzeitungspartei zu festen politischen und gesellschaftlichen Überzeugungen durch, deren Grundbestand er bis ans Ende beibehält. Daß sie ihn hindern, auf Biegen und Brechen und auf die Dauer mit einer Partei zu gehen, daß sie ihn zu immer wachsenden Vorbehalten nötigen, steht auf einem anderen Blatt, das indes nicht mit der Bezeichnung Unbeständigkeit, sondern vielmehr mit Grundsatztreue zu überschreiben wäre. Diese Fundamentalanschauungen regieren das Geschichts- und Gesellschaftsbild in „Vor dem Sturm“ unmittelbarer als in den späteren Erzählungen. Andererseits durchdringt sich ihre Widersprüchlichkeit so innig mit der zeitgenössischen Problematik und mit den vergangenheitsgeschichtlichen Gegebenheiten, daß hier nicht entfernt an eine Auflösung des vielfältigen Gewebes gedacht werden kann. Doch läßt sich immerhin der rote Faden zeigen. Sein Anfang ist bereits entwickelt; im Verhältnis von Befreiungsbewegung und Monarchie drücken sich am prägnantesten die Beziehungen zwischen den altpreußischen Herrschaftsmächten, Königtum und Junkertum, und dem Volk aus, auf deren Neubestimmung der ganze Roman abzielt.

Wenn, wie gesagt, im Bild der Befreiungsbewegung die nationale Bewegung gerechtfertigt wird, so ist darum die vergangenheitsgeschichtliche Erscheinung, wie sie in „Vor dem Sturm“ gezeigt wird, nichts weniger als ein simples Ebenbild der zeitgenössischen. Sie entspricht ihr nur insofern, als sie die Staatsmacht zur Aktion anstachelt, deren Lebensnotwendigkeit sie viel früher begriffen hat. Im übrigen ist sie ein Gegenbild, das eben jene Züge aufweist, die Fontane an der nationalen Bewegung vermißt und die er erst meint hervortreten zu sehen, als die Revolution von oben über die Opposition hinweggeht. Im Motiv der Treue, einem Zentralmotiv des Romans, konzentriert sich dieser Gegensatz. Treue ist die Bedingung, an welche die Zulässigkeit jedweder politischen Aktion gebunden wird. Sie ist das Kennzeichen der Gesinnung, die den handelnden Figuren stillschweigend oder ausdrücklich abverlangt wird. Der Konrektor

Othegraven, eine ausgesprochene Vorbildsgestalt, in der sich am deutlichsten die Ebenbürtigkeit der bürgerlichen Intellektuellen gegenüber den Junkern verkörpert, faßt die Gesinnung in Worte: „Es ist ein königliches Land, dieses Preußen, und königlich, so Gott will, soll es bleiben. Es haben es große Fürsten aufgebaut, und der Treue der Fürsten hat die Treue des Volkes entsprochen. Ein Volk folgt immer, wo zu folgen ist; es hat dem unseren an freudigem Gehorsam nie gefehlt. Aber es ist fluchwürdig, den toten Gehorsam zu eines Volkes höchster Tugend stempeln zu wollen. Unser Höchstes ist Freiheit und Liebe.“ Toten Gehorsam verlangt der König, wünscht der Prinz zurück. Diese Forderung hat sich überlebt, wie sich der Absolutismus überlebt hat, in dessen Vorstellungswelt beide offensichtlich noch verharren. Doch ihre Befürchtungen sind grundlos, denn die Treue bleibt. Entgegen allem Augenschein entfaltet Othegraven eine Zuversicht, die etwas Fetischhaftes an sich hat: „Aber der Bruch, den wir fürchten“, — der Bruch zwischen Volk und König — „er wird sich nicht vollziehen. Es kommen andere, bessere Tage. Die Schwäche wird der Entschlossenheit weichen, und das sicherste Mittel, dahin zu wirken, ist, daß wir selber Entschlossenheit zeigen. Es ist, wie ich wohl weiß, ein Mißtrauen da in unsere Kraft, selbst in unseren guten Willen. Zeigen wir dem König, daß wir für ihn eintreten, auch wenn wir ihm widersprechen. Auch die Schillschen setzten sich in Widerstreit mit seinem Willen und starben doch mit dem Rufe: ‚Es lebe der König!‘ Es gibt eine Treue, die, während sie nicht gehorcht, erst ganz sie selber ist.“ Die Zwangslage, in die Friedrich Wilhelm III. durch die Volksbewegung versetzt wird, zeigt sich in neuem Licht. Es ist, so wie Othegraven sie betrachtet, gar keine Zwangslage mehr, sondern schon der Ausweg daraus. Dem Monarchen wird Gelegenheit geboten, seine Fehl- und Vorurteile zu berichtigen und sich auf die Höhe seines Amtes und seiner Aufgaben zu begeben. Er soll sehen, daß er seinem Volke trauen darf: Mit dem König oder ohne den König ist man sein treuer Untertan und will es bleiben.

Treue um Treue, die Eigeninteressen von Herrscher und Untertan in Übereinstimmung miteinander und demzufolge mit dem Gesamtwohl — das ist der demagogische Staatsgedanke des Preußentums, hingestellt als geschichtliche Tatsache und als verheißungsvolle patriotische Norm. Gegen seinen Verleger bemerkt Fontane in den Tagen des preußisch-österreichischen Krieges von 1866, als sein Vitzewitz-Roman ihn — gewiß nicht zufällig — wieder in erhöhtem Maß beschäftigt, ihm sei dabei vornehmlich um die Schilderung zu tun, „wie das große Fühlen, das damals geboren wurde, die verschiedenartigsten Menschen vorfand, und wie es auf sie wirkte. Es ist das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfachem Lebenskreise.“

Befragt man das mehr als ein Jahrzehnt nachher vollendete Werk darauf, was es von dieser Gestaltungsabsicht verwirklicht und welches der große Gedanke ist, dessen Eintreten für Fontane das Wesentliche, entscheidend Neuartige an der preußischen Erhebung bedeutet, so lautet der Befund, daß hierunter nichts anderes zu verstehen ist als die Verinnerlichung eines Preußentums, in dem jener Staatsgedanke den Kern darstellt. Dies ist die Leitidee des Romans, der die Selbstbestimmung des Volkes nur gelten läßt, wenn sie im Sinn der von Othegraven vertretenen Maximen erfolgt, also jegliches Sonderinteresse, jeden Individual-, Gruppen- oder Klassenegoismus abgestreift hat. Was bei Othegraven den großen Namen Freiheit führt, wäre treffender Freiwilligkeit zu nennen; da fehlt auch das leiseste Verlangen nach einem Mitspracherecht im Staat, geschweige denn nach weitergehender gesellschaftlicher Veränderung, und das nicht bei Othegraven allein. Bewußt antimonarchische oder antifeudale Regungen des Volkes sind in „Vor dem Sturm“ nicht verzeichnet, es erhebt keinerlei emanzipatorische Forderungen, ist treu in einem Maße, das weit mehr umfaßt als die



vordergrundsbeherrschende Bindung an König und Königtum. Die Treue erstreckt sich auf die Ordnung der preußischen Gesellschaft, auf die traditionelle Machtverteilung schlechthin, die am Fuß der sozialen Pyramide nicht einmal als Last empfunden werden.

Vermöge des Treue-Motivs wird der revolutionäre Einschlag, der den Insurrektions-Bestrebungen innewohnt, sofort wieder weggeschnitten bzw. ideologisch überfärbt. Der insurrektionelle Vorgang wird zum warnenden Beispiel herabgedrückt, seine Positivität wird nicht aus dem Aufbegehren hergeleitet, sondern zurückgeführt auf das tadelsfreie preußische Ethos, aus dem heraus gehandelt wird. Wer darüber hinaus geht, muß sich, und sei es gleich der sonst durch und durch lautere Vitzewitz selbst, eine entschiedene Zurückweisung gefallen lassen. Die zwischen dem Volk und seinen Machthabern verlaufende Trennlinie verwischt sich und verschwindet schließlich ganz. Auf diesen Zweck sind Motivik und Handlungsführung gerichtet. Sie stehen, sofern irgend reelle Machtverhältnisse in Betracht kommen, im Zeichen einer bedingungslosen Wahrung des inneren Status quo. Das ist die Grundlage, auf der es zur Wiederbegegnung des Königs mit seinem Volke kommt, zum Bruch mit Napoleon und zur Bewilligung der Volksbewaffnung. Damit wird — im Sinne Fontanes gesprochen — gekrönt, was Vitzewitz eingeleitet hat: die Überwindung des Zwiespalts, der das Volk vom Staat, von der traditionellen feudalen Führungsschicht unter Einschluß des Monarchen, zu trennen drohte.

Fontane deutet den vergangenheitsgeschichtlichen Vorgang, der im siegreichen Kriege gipfelt, als einen umfassenden, von keinerlei außerpatriotischen Interessen beeinträchtigten Kompromiß. Die Wiederherstellung Preußens beruht auf der zurückgewonnenen politisch-moralischen Einheit, die von der Befreiungsbewegung keinen Augenblick gefährdet, sondern unverwandt im Auge behalten wird. (Wo das nicht der Fall ist, handelt es sich bezeichnenderweise um Reste junkerlicher Standesüberheblichkeit, die noch immer nicht voll gelernt hat, sich dem Staatsganzen einzufügen.) Darin unterscheidet sich die Befreiungsbewegung für Fontane vorteilhaft von der zeitgenössischen nationalen Opposition. Denn die preußischen Liberalen gehen zwar auch während des Konflikts unwandelbar auf eine Verständigung mit der Monarchie aus, aber sie knüpfen ihre Verständigungsbereitschaft an die Erfüllung innenpolitischer Forderungen, denen zuliebe sie sich gegen die Stärkung der preußischen Militärmacht wenden; sie wollen den eigenen Machtanteil vergrößern, und ihr Vorgehen ist angetan, die obrigkeitliche Revolutionsfurcht, statt sie zu beruhigen, zu steigern, obwohl sie die Revolution nicht weniger scheuen als ihre Gegenspieler. Zudem ist ihnen ein starkes Preußen nicht Selbstzweck, sondern das Mittel, um die nationalen Ziele zu erreichen; die Organisation, in der sich die preußischen Liberalen zu Beginn des Konflikts vereinigen, nennt sich programmatisch Deutsche Fortschrittspartei. Auch darin ist die Befreiungsbewegung in „Vor dem Sturm“ ein Gegenbild, daß sie die Hoffnung auf eine Wiedergeburt des größeren Vaterlandes, das Deutschland heißt, nicht kennt; Fontane übergeht die nationalen Tendenzen, die dem patriotischen Aufschwung von 1813 das Gepräge geben. In seinem Roman erscheint dieser Aufschwung einzig als eine Wirkung preußisch patriotischen Geistes.

Das ist derselbe Gesichtspunkt, aus dem Fontane den Krieg von 1866 betrachtet, der den innerpreußischen Konflikt anschneidet und die Revolution von oben ins Werk setzt. Fontanes Feldzugs-Geschichte rühmt die Disziplin, die das ganze preußische Wesen durchdringt und in einer gewissen dienstbereiten Freudigkeit gehorcht, sobald der König ruft. Sie sei etwas spezifisch Preußisches, das sich nur in einem Lande ausbilden konnte, „wo seit anderthalb Jahrhunderten das Königtum dem Volke in Pflichterfüllung vorangeht und wo, trotz gelegentlichen,

übrigens nicht tiefgehenden Schmollens und Grollens, jene Patriarchalität fortbesteht, die den schlichten Mann auf seiner Hufe fühlen läßt: „Mein König ruft mich nur, wenn er mich braucht. Dies stolze ‚ich dien‘, das im Herzen jedes Preußen eingeschrieben steht, ... trat... in einer Großartigkeit in die Erscheinung, die selbst diejenigen überraschte, die diesen Zug des preußischen Wesens sehr wohl gekannt und ihm vertraut hatten. Willig oder nicht, jeder setzte seine Ehre darein, zu rechter Stunde an rechter Stelle zu sein. Es war als ob sich ein ganzes Volk das Wort gegeben habe, es koste was es wolle, seine Pflicht zu tun.“ Angesichts von „Vor dem Sturm“ erübrigt es sich, darüber zu rechten, daß Fontane in dieser Darstellung, mit der er offiziellen Beifall zu finden hofft, das Verhältnis zwischen König und Volk beschönigt, den Gegensatz bagatellisiert. Wesentlich ist, daß hier wie dort die Treue als preußischer Charakterzug und als Unterpfand sowohl der inneren Befriedung wie des Erfolgs im Felde angesehen wird. Fontane zitiert bei derselben Gelegenheit die Proklamation „An mein Volk“, die Wilhelm I. bei Kriegsausbruch erläßt: „Unsere Gegner“, heißt es da, „täuschen sich, wenn sie wännen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst in Glück und Unglück vereint zu bleiben.“ „Vor dem Sturm“ gibt im geschichtlichen Gleichnis die nämliche Antwort auf die nationalrevolutionäre Krise. Der Roman verherrlicht deren großpreußische Lösung, aber nicht ihrer progressiven Züge wegen, und er verbindet damit die nämlichen Hoffnungen, die der Sache nach auf eine Verewigung der anachronistischen preußischen Zustände hinauslaufen.

Fontanes Absicht ist freilich eine andere. Er verlangt sowohl von der Monarchie wie vom Adel, daß sie sich der Anachronismen, mit denen sie behaftet sind, entledigen und sich gutwillig den veränderten Bedingungen anpassen, die vor allem durch die Entwicklung des dritten Standes gekennzeichnet sind. Insofern bedeutet „Vor dem Sturm“ auch eine Mahnung. Das erklärt, weshalb sich Fontane in den siebziger Jahren, als seine Erwartungen zunehmend enttäuscht werden, zur Fertigstellung des Werks entschließt. Nur — Fontane meint, und diese Überzeugung ist in „Vor dem Sturm“ niedergelegt, daß der Umschwung, den er ansetzt, sich als ein reiner Bewußtseinswandel vollzieht. Und er weckt den Anschein, als gehe dieser Wandel mit Umwälzungen wie der Erhebung von 1813, die er darstellt, und der Revolution von oben, an die er dabei denkt, notwendig einher. Solchen Illusionen, die Fontane schon, als er die Schlußabschnitte des Romans niederschreibt, nicht mehr voll aufrecht erhalten kann, gibt er kurz darauf in „Schach von Wuthenow“ ein für allemal den Abschied.

ERNST TIETZE

## Vom Oderbruch und den Oderbrüchern

Als wir noch junge Lehrer waren und gläubiger als heute, erzählten wir unsern Schulkindern wundersame Geschichten, wie das Oderbruch einst war, wie wild und schaurig in den ältesten Zeiten und wie die Menschen aus dem einstigen Bruch einen Gottesgarten schufen. Wir lasen das alles bei unserm guten alten Fontane, der es doch wissen mußte, weil er hier viele Jahre in Letschin bei seinen Eltern gelebt hatte, und weil es auch im Lesebuch und in andern schönen dicken Büchern so zu lesen war. Später, als viele von uns das Oderbruch aus eigener Anschauung kennen lernten, kratzten wir uns hinter den Ohren, wenn wir wieder einmal die „Wanderungen durch das Oderland“ in die Hand nahmen,